Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 37 (1933-1934)

Heft: 13

Artikel: Heimgang

Autor: Schrönghamer-Heimdal, F.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669040

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Beimgang.

Von F. Schrönghamer=Heimdal.

Ein trüber Tag.

Graues, langsam ziehendes Gewölk überdeckt den Himmel, drückt auf Baumkronen, schleift in Fetzen über Wälder und Felder und legt sich schwer auf Menschenkerzen.

Der Regen rieselt in seinen Fäden senster= wärts und macht eintönige Musik auf den

grauen Schindeldächern.

Das Dorf liegt still im Regen. Kein Mensch ist auf den Gassen.

Nur der Reuterbub springt einmal geschwind zum Nachbar hinüber, zaudert und kehrt auf halbem Weg wieder um.

Was hat der große, blonde Bub?

Dann geht er wieder in die Stube und sucht sich ein Plätzchen im Halbdunkel der Ofenecke, daß ihn die Seinigen nicht recht ersehen könenen. Es ist auch gut. Denn sie würden erraten, was in seinem Herzen vorgeht und was sich

in seinen Mienen spiegelt.

So sitzt er in seinem Winkel, mit verschränketen Armen und sieht mit großen Augen geradeaus durchs Fenster, daran die Regentropfen rieseln. Sie haften kurz an der Scheibe und kollern dann, seuchte Furchen ziehend, ins Rahmenholz. Das Anistern der anschlagenden Tropfen übertönt das mächtige Rauschen der Dachtraufe, die in großem, gleichbleibendem Bosgen ihre Wasser in die Steinmulde vor dem Hause schüttet.

Es ist eine schläfrige Stimmung in der Stube. Sie alle hören das Tropfenanschlagen und Regenrauschen. Und das Ticken der alten Wand-

uhr gibt den Takt dazu.

Draußen im Felde harrte viel Arbeit. Aber bei solchem Wetter muß man langweilig in der Stube sitzen. Das macht müder und verdrießlicher als die härteste Arbeit im Freien und in der Sonne.

Die Mutter bricht, vom Herde her, endlich das gedrückte Schweigen:

"Wo bist gewesen, Bub?"

"Ich?" fährt er aus trüben Träumen auf. "Draußen war ich."

Er sagt nicht, daß er zum Nachbar wollte.

Sie verstanden ihn ja doch nicht, die guten Eltern. Aber die Mutter scheint es zu erraten. Sie fragt nicht weiter.

"Wie wird's ihr gehen, der Nachbars Lisbeth?" meint sie. Gestern hat man sie vom Sanatorium heimgebracht. Sie will daheim sterben, fagt sie, wenn's schon sein muß."

"Wird ihr nicht zum besten gehen", meint der Bater. "Die Schwindsucht ist gefährlich und heimtückisch. Da hat's eins bald übersehen."

Der Bub in der Ofenecke horcht auf. Er stemmt die verschränkten Arme sester gegen die junge Brust, als wollte er etwas hineinpressen, daß es nicht herauskann. Aber da steigt es hinten im Nacken herauf, schießt in die Ohren, überzieht die Wangen. Er kann es nicht aufhalten, so sehr er auch die Lippen übereinanderpreßt.

Es ist gut, daß er im Halbdunkel der Ofenecke sitt. So sehen sie die heiße Röte nicht, die ihm ins Gesicht fährt, wie sie von dem Mädchen reden.

"Und das Frühjahr ist die schlimmste Zeit für solche Kranke," sagt der Vater noch.

Der Bub kann es nicht verstehen.

Sterben!

So jung sein und sterben müffen!

Er denkt daran, wie sie nebeneinander aufwuchsen, er und Nachbars Lisbeth. Wie sie mit= einander spielten, zur Schuse gingen und im= merdar gute Kameraden waren, ohne daß sie es sagten.

Und wie dann die Lisbeth im vorigen Herbst auf einmal krank geworden ist und fort hat müssen aus dem rauhen Waldwinter in das Sanatorium im sonnigen Süden, da ist ihm soviel abgegangen. Ganz einsam und traurig ist's geswesen. Und wie sie ihm einmal eine Karte geschrieben hat mit einer schönen Unsicht, daß es ihr besser geht und daß sie sich auf das Wiedersehen freut, da ist er in den Abend hinausgegansgen und hat ins Tal hinausgejauchzt, daß die Bergwände rings widerhallten. Und hat das Kärtlein immer und immer wieder gelesen—in der Früh und am Abend, jeden Tag. Und gestern hat man sie wieder heimgebracht, die Lisbeth, als ein Krankes.

"Ewig schade um das brave Dirndl," sagt die Mutter wieder, "wenn 's sterben müßt'. Und ein altes Sprichwort sagt: Die guten Leut stersben alle früh."

"Wer weiß?" meint der Vater. "Man kann da gar nichts sagen. Beten wir halt dafür."

Sie fügen beim Tischgebet ein Vaterunser für die Lisbeth an. Und der Bub betet mit einer Inbrunft, mit einem Vertrauen, daß er meint, der liebe Gott muß seine Bitte erhören und die Lisbeth gesund werden lassen.

Schau, da bricht die Sonne durch die Wol= kenwand und scheint auf das weiße Tischtuch.

Und dem Buben ist gleich viel froher zu Mut, vom Beten und von der Sonne. Die wird auch der Lisbeth wohl tun.

Der Mensch ist gleich ganz ein anderer, wenn das trübe Gewölk draußen verschwindet und sonnige Helle in die Herzen strömt. Da ist man gleich viel aufgelegter und aufgeräumter.

Nach dem Essen geht's gleich ins Hochfeld

hinauf mit dem Pfluggespann.

Die Sonne hat sich durchgekämpft, und die paar Wolken, die ihr noch übers helle Gesicht laufen, können ihr nichts mehr anhaben.

Ruhig und fest führt der Bub den Pflug durch die schweren Schollen. Die Gäule greifen tüchtig aus, und wenn sie so durchhalten, ist der Acker um fünf Uhr gewendet, und der Bub kann Feierabend machen. Und dann will er bei der Lisbeth Feierweile halten.

Fortwährend denkt er an das Dirndl.

So oft er im Umkehren den Nachbarhof sieht, steigt ein froher Bunsch oder ein frommer Betspruch für das Dirndl in den lichten Himmel hinauf.

Bei der Vesperpause zieht er das Kärtlein aus der Tasche und liest es wieder: "Auf Wiedersehen freut sich deine treue Kameradin."

Der Bub denft allerhand. Wenn jett das Dirndl gefund wird, und wenn seine Militärzeit

einmal herum ist, dann —

Ganz selig ist der Bub in dem Gedanken: Die Lisbeth und keine andere soll einmal die Seine werden. Und heute abend, wenn er zu ihr geht, will er ihr schon sagen, daß er ihr ganz gut ist, daß er immer an sie gedacht hat, wie sie fort war. Damit sie weiß, wie er zu ihr steht.

Ja, das will er!

Wie er die Gäule wieder antreibt, um ja recht bald zur Lisbeth zu kommen, hört er vom Dorfe die dünnen, schrillen Klänge eines Glöckleins herauswimmern.

Hört er recht?

Was ist das? Das Sterbeglöcklein!

Wer ift da heimgegangen? Wohl der alte Bergbauer oder sonst ein altes, frankes Leut?

An die Lisbeth denkt der Bub nicht.

Wie er aber beim Umkehren mit dem Pflug wieder auf den Nachbarhof hinabblickt, sieht er, wie sich die Dorfleute um das Haus herumdrängen. Sie bekreuzen sich und beten, und das Glöcklein wimmert so traurig und armselig, daß es dem Buben durchs Herz schneidet.

"Lisbeth!" stößt er heraus. "Lisbeth, Lis=

beth!"

Und er weiß, wem das Glöcklein klingt.

Das Unfaßbare zwingt ihn in die Knie. Da wirft er sich nieder, umklammert die Pflughör=ner und jammert: "Sagen wenn ich dir können hätt', wie gut ich dir allezeit gewesen bin, Lis=beth! Damit du's gewußt hättest und an mich gedacht hättest in der Ewigkeit."

In seinem Schmerze nimmt er das Kärtlein wieder zur Hand, das einzige Andenken, das er von der treuen Kameradin hat. Und liest: "Auf Wiedersehen!" Das Wort hat plötzlich einen tie-

fen, heiligen Sinn.

"Auf Wiedersehen — in der Ewigkeit. Deine treue Kameradin."

Das ift ein Troft.

Er reißt sich auf und pflügt die Fläche zu Ende. Es wird sein ewiges, heiliges Geheimnis bleiben, wie gut er der Lisbeth immerdar gewesen.

Die Zähren, die ungesehenen, die es jetzt verraten, kollern in die frischen Furchen. Und die Sonne trinkt sie auf und führt sie zu lichten Höhen. Und es ist, als ob von dorther eine leise, liebe Stimme riese:

"Auf Wiedersehen!"

Traurigkeit.

Die Sonne gibt so grellen Schein, Wie kann die Uhr so langsam sein . . . Mir ist, wenn sie die Stunde schlägt, Daß sich ein Tag dazwischen legt. Der Vögel Sang — wie tut er weh! Und wenn ich unter Menschen geh, Ist mir, die ganze Welt vergißt, Daß irgendjemand traurig ist! Baus Müller.

Zur Psychologie der Persönlichkeit.

Von Frit Hocke.

Oft begegnen wir im Leben Menschen, von denen eine eigene, nicht näher zu beschreibende Kraft ausstrahlt, so daß wir von ihnen den Eindruck einer Persönlickkeit empfangen. Im allgemeinen sind wir geneigt, dies vor allem auf äußere Wahrnehmungen zurückzuführen, sei es auf das sichere, zielbewußte Auftreten, auf die äußere imponierende Erscheinung, auf den